

3. Kapitel: Kritische Schlussbetrachtung

Im Vorangegangenen ist der theoretische Gesamtbestand von LTL, den man aus historisch-wirkungsgeschichtlicher Sicht als definitive Endfassung des analytischen Gründungsprogramms betrachten muss, einer Analyse unterzogen worden, die von der methodischen Maxime geleitet war, dieses Programm – in den Worten, die Ayer ihm verleiht – so weit wie möglich *selber* zum Sprechen zu bringen. Diese Maxime bedingt eine gewisse Ausführlichkeit, verbietet aber nicht die Kritik, sondern verschafft ihr allererst eine gesicherte Grundlage. Die Präsentation dieses Gesamtbestandes musste, um der systematischen Orientierung willen, welche sie anstrebt, in einer kritischen Perspektive organisiert werden, die immer wieder danach fragt, ob Ayer die *eigenen* Beweisansprüche auch wirklich einzulösen vermag, ob er also die Minimalbedingung erfüllt, die jenes Methodenideal einer wissenschaftlichen Philosophie verlangt, das sich in dem Postulat ihrer „Einheit“ mit der Wissenschaft unübersehbar manifestiert. Das Ergebnis ist mehr als desillusionierend.

Die folgende synoptische Schlussbetrachtung zielt nicht darauf ab, die massiven Begründungsdefizite, welche die Analyse aufweisen konnte, die uneingelösten Beweisansprüche und unausgewiesenen Voraussetzungen, mit denen Ayer operiert, im einzelnen zu wiederholen. Sie erinnert nur an das Wichtigste, um so das zu ermöglichen, was man etwas salopp eine philosophische Kosten-Nutzen-Rechnung nennen könnte. Denn die Entscheidung über die systematische, die *philosophische* Überzeugungskraft des sprachanalytischen Gründungsprogramms findet nicht in einem bloßen Appell an die intuitive Plausibilität von Empirismus und Materialismus ihre letzte Instanz, so wenig, wie der simple Verweis auf ‘die’ Sprache oder ‘die’ Logik, der in dieser Allgemeinheit abstrakt und völlig nichtsagend bleibt, dabei das letzte Wort sein kann. Das analytische Theorieprogramm muss sich vielmehr eben jener Prüfung der Sachargumente stellen, die es *selber* einklagte, als es im Namen der Einheit von Philosophie und Wissenschaft die Metaphysik und mit ihr das Gros des überlieferten philosophischen Problembestandes der buchstäblichen Sinnlosigkeit überführen zu können behauptete.

Unsinnig, buchstäblich sinnlos – das ist der in suggestiver, ja geradezu hypnotisierender Monotonie wiederholte Vorwurf, den Ayer gegen Metaphysik und philosophische Tradition ins Feld führt. Dieser Vorwurf jedoch

hat sich als unbegründet, als schlechterdings *grundlos* erwiesen: die Beispiele, die ihn illustrieren und in concreto einlösen sollten, waren sinnvoll, weil verständlich und natürlich auch von Ayer selbst verstanden, und das Eliminationsargument, weit von logischer Stringenz entfernt, blieb nicht nur im uneingelösten Anspruch stecken, die Gültigkeit seines operativen Prinzips beweisen zu können. Vielmehr hat sich dieses Prinzip seinerseits als eine bloße *Idee* erwiesen: nicht als jene zuerst reklamierte Regel, welche in der Sprache selbst liege und also ein objektives Datum bilde, das nur aufzugreifen und anzuwenden wäre, sondern als ein *philosophisches Reflexionsprodukt*, dessen Grundgedanken, die direkte Bindung des Sinn- an den Beobachtungsbegriff, Ayer selber, wenngleich unausdrücklich, zurückzunehmen und zu dementieren gezwungen war (vgl. o. S. 48). *Denken* lässt sich offenbar nicht auf das reduzieren, was beobachtbar ist, und deshalb kann das, was beobachtbar ist, auch nicht über den *Sinn des Gedachten* entscheiden.

Die völlige Grundlosigkeit des Unsinnigkeitspostulats hat daher *ihrerseits* noch Gründe – Gründe, die durch den Versuch, eine systematische Rückzugsposition aufzubauen, indem man, wie der Herausgeber der deutschen Übersetzung von LTL, den Vorwurf der *buchstäblichen Sinnlosigkeit* auf den der *wissenschaftlichen Bedeutungslosigkeit* reduziert, zwar verschleiert, aber keineswegs entkräftet werden. Diese Reduktion ist das Ergebnis einer manipulativen Übersetzung, die sich ganz gezielt über die buchstäbliche Bedeutung eines operativen Terms hinwegsetzt und schon deshalb, gerade im vorliegenden Kontext, auch in der Sache unzulässig ist. Es geht nicht an, einen Vorwurf gleichsam unter der Hand zu entschärfen, ja zu verharmlosen, dessen suggestive Kraft gerade aus seiner Rigorosität und Radikalität resultiert; und es bedarf keiner kontrafaktischen historischen Spekulation, um daran zu erinnern, dass dieser Vorwurf, und zwar nur und gerade in seiner ursprünglichen Schärfe, eine *strategische* Funktion für die Durchsetzung des sprachanalytischen Philosophiekonzepts gehabt hat. Die Wende zur Sprache wird begründet – sofern sie *überhaupt* begründet wird – *allein* mit dem Postulat der ‘Unsinnigkeit’ der Metaphysik, und dieses Postulat erst verleiht dem neuen Philosophiekonzept den Anschein gänzlicher Alternativlosigkeit. Ist nämlich die Metaphysik nichts weiter als blanker Unsinn, buchstäblich sinnlos, weil lediglich einer in logischer Analyse hervortretenden Irreführung durch die Grammatik entsprungen, dann kann der Versuch, eine wissenschaftliche Philosophie zu etablieren, nur noch über den Weg der Sprachanalyse führen, weil nur so die Sinnlosigkeit der angeblichen Scheinprobleme aufgedeckt werden kann, in welche sich die traditionelle Philosophie seit jeher verstricke.

Die Grundlosigkeit des Vorwurfs jedoch indiziert, dass sich die Begründungslage in Wahrheit genau umgekehrt darstellt: die Wende zur Sprache wird vollzogen, nicht *weil* die Metaphysik unsinnig ist, sondern *damit* sie als sinnlos deklariert werden kann, und sie muss als sinnlos deklariert werden, weil die Wende zur Sprache *nur so* den Anschein der Alternativlosigkeit gewinnt. Der äußere Aufbau von LTL, vor allem aber Ayers Argumentationsweise, die nicht lediglich fragwürdig ist, sondern an philosophische Unredlichkeit grenzt, lässt kaum einen anderen Schluss zu. Denn wie sonst wäre zu erklären, dass Ayer die logische Unmöglichkeit der Metaphysik im Rekurs auf eine Regel der Sprache selbst erweisen zu können behauptet, über die er doch gar nicht verfügt, dass er Beweise ankündigt, die er schuldig bleibt, zugleich aber so tut, als hätte er sie erbracht, dass er die Sinnlosigkeit der Metaphysik nachgerade zu ihrem Definiens macht, in demselben Atemzug aber eingesteht, dass das entscheidende Argument, das schließlich doch ausbleibt, später nachgeliefert werde? Es geht dabei ja gar nicht mehr um einen unvoreingenommenen, allein an der Sache selbst orientierten Nachweis, sondern offenbar nur noch um die Verkündung eines *Dogmas*, das durch monotone Wiederholung glaubhaft und so durchgesetzt werden soll, gleichgültig, ob es wirklich beweisbar ist oder nicht.

Die Elimination der Metaphysik wird deshalb der positiven Exposition des neuen, sprachanalytischen Philosophiekonzepts nicht etwa nur aus polemischen Gründen vorangestellt. Sie ist vielmehr dessen negative Vorbedingung, ja sogar integraler Bestandteil dieses Konzepts, das ohne das Sinnlosigkeitspostulat nur noch als absolute *Schwundstufe* philosophischen Problembewusstseins erscheinen kann. Denn die Abschaffung der klassischen Wahrheitsfrage, der gesamten Problemdimension der praktischen Philosophie sowie der Ästhetik und philosophischen Theologie lässt sich, wenn überhaupt, doch nur mit einem Argument rechtfertigen, dessen Stärke der geforderten Problemreduktion entspricht. Wie anders sollte diese Reduktion – die Ausgliederung eben jener Fragen aus dem Gesamtbestand der zulässigen philosophischen Probleme also, die aller philosophischen Selbst- und Weltorientierung erst ihre letzte Legitimation verleihen: nämlich, was man wissen kann (Wahrheit), was man tun soll (Ethik) und was man hoffen darf (Theologie) – begründbar sein, als mit einem Argument, dessen systematische Überzeugungskraft den verlangten Problemverzicht objektiv *erzwingt*? Kann die Sinnlosigkeit der Metaphysik nicht erwiesen werden: dann steht die Verengung des philosophischen Problembestandes auf die Analyse der Umgangssprache und die Erhellung wissenschaftlicher Theorien durch definatorische Klärung ihrer Symbole schlechterdings

grundlos da, als eine völlig willkürliche *Problemverweigerung*, die nur noch mit der naiven Annahme zu erklären ist, dass sich die klassischen Fragen der philosophischen Tradition aus der Welt schaffen ließen, indem man sie, unter dem Vorwand ihrer ‘Sinnlosigkeit’, einfach ignoriert.

Ayers *Abschaffung der Wahrheitsfrage* ist deshalb in mehrfacher Hinsicht symptomatisch. Sie ist gleichsam das zur Theorie, nämlich zur Redundanztheorie auskristallisierte Dokument eines Umgangs mit der Wahrheit, der uneingelöste Beweisansprüche als bewiesene Tatsachen ausgibt, der Voraussetzungslosigkeit reklamiert, obwohl er nicht nur mit semantischen, sondern auch mit zutiefst metaphysischen Voraussetzungen operiert, und der schließlich einen konventionalistischen Lingualismus propagiert, in dem die Frage nach der Wahrheit in der Tat gegenstandslos wird.

Die reklamierte Voraussetzungslosigkeit des sprachanalytischen Philosophiekonzepts ist für die Erklärung seines historisch-faktischen Durchbruchs und seiner jahrzehntelangen, nahezu unanfechtbaren Dominanz von ähnlichem Gewicht wie das Sinnlosigkeitspostulat, hat sich aber als ebenso *unbegründet* erwiesen. Denn Ayer operiert ja zunächst mit der ontologischen Doppelannahme der Existenz materieller Dinge bzw. der empirischen Realität und der Nichtexistenz einer transzendenten bzw. nichtempirischen Realität. Während die erste Annahme zwar plausibel, aber qua Existenzaussage seinen eigenen Festlegungen gemäß nicht analytisch, keineswegs bloß linguistisch ist, wird die zweite nirgends auch nur im Ansatz begründet, schon gar nicht etwa semantisch, über das Sinnlosigkeitspostulat, das vielmehr ihre Wahrheit voraussetzt, da anders der Vorwurf der Sinnlosigkeit von Sätzen, die grammatikalisch korrekt gebildet und sachlich sehr wohl verständlich sind, noch nicht einmal einen Anschein von Plausibilität gewönne (vgl. o. S. 59 f., 102 f.). Darüberhinaus jedoch postuliert Ayer, erneut ohne jede Begründung, die prinzipielle Erkennbarkeit der Welt, die restlose Unterworfenheit der Erfahrung unter das wissenschaftliche Gesetz und schließlich, gleichsam als Synthese von beidem: die *Logizität der Welt* (vgl. o. S. 67, 102f).

Man kann nun sehr wohl für diese Thesentrias argumentieren, ja sie bedarf sogar einer positiven Begründung, wenn sie im Rahmen eines Philosophiekonzepts legitim formuliert werden soll, das seinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit unter anderem auf seine reklamierte Voraussetzungslosigkeit stützt. Das aber kann doch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich hier um *metaphysische* Thesen handelt. Sind sie wahr – und es lässt sich mit Gründen nicht in Abrede stellen, dass Ayer ihre Wahrheit behauptet: dann widerstreiten sie nicht nur seiner analytischen Methodologie, sondern haben eben deshalb innerhalb des neuen, analytischen

Philosophiekonzepts auch keinen systematischen Ort. Denn sie können streng analytisch weder aus der Umgangssprache des vorwissenschaftlichen Alltags 'deduziert' noch durch definitorische Klärung der Symbole wissenschaftlicher Theorien gewonnen worden sein. Die Umgangssprache des vorwissenschaftlichen Alltags fragt gar nicht danach, ob die Welt prinzipiell erkennbar oder gar logisch sei. Sie setzt zwar ihr Erkenntnis immer schon voraus. Aber daraus folgt ihre *Logizität* streng analytisch ohnehin nicht und ihre prinzipielle *Erkennbarkeit* auch nur dann, wenn man vorab die Wahrheit aller Voraussetzungen unterstellt, die in die Umgangssprache einfließen und auf denen sie beruht. Die moderne Wissenschaft hingegen bietet zwar allen Grund zu der Annahme, dass sie ihre jeweiligen Themata bzw. Gegenstände objektiv erfasst und bestimmt, so dass man auch *synthetisch* darauf schließen kann, dass die Welt, verstanden etwa als Inbegriff dieser Gegenstände, von ihr faktisch erkannt wird. Aber durch bloß *analytische* Klärung des Definitionssinns ihrer Symbole lässt sich die *prinzipielle* Erkennbarkeit der Welt sowenig 'deduzieren' wie dies, dass sie *logischen* Gesetzen 'gehört': beides nämlich ist weder in diesen Symbolen selbst noch in den Operationsvorschriften enthalten, aufgrund derer sie miteinander verbunden werden.

Des weiteren ist leicht ersichtlich, dass diese Thesenrisen auch mit *anderen* systematischen Positionen in Konflikt gerät, die Ayer vertritt. Bedarf es noch eines umständlichen Arguments dafür, dass sie mitnichten als ausschließlich linguistischer Natur eingestuft werden kann? Doch wohl kaum. Wird sie abgedeckt, wird sie begründbar durch das, was Ayer selber seine Epistemologie nennt? Keineswegs. Man kann doch nicht einerseits erklären, dass „unser Wissen keine Basis logischer Gewissheit haben kann“ (vgl. o. S. 113), *zugleich* aber apodiktisch die restlose Unterworfenheit der Erfahrung unter das wissenschaftliche Gesetz (vgl. o. S. 67) verkünden. Wenn empirische Propositionen nur den Rang bloßer Wahrscheinlichkeit haben, dann bieten sie für eine solche These keinerlei Legitimationsgrund. Dieser kann aber auch nicht in Mathematik und Logik liegen, wenn ihre 'Wahrheiten' bloße Tautologien ohne jeden Tatsachengehalt sind. Dass die materielle Welt mit mathematischen Mitteln exakt beschrieben werden kann, dass die moderne Physik solche Beschreibungen an die Hand gibt, Beschreibungen, deren Gesetzescharakter sich in der ausnahmslosen Geltung für ihren gesamten Funktionsbereich realisiert – eben dies wird doch vielmehr schlechterdings *unverständlich*, wenn die Gültigkeit der operativen logisch-mathematischen Prinzipien allein von jenen willkürlichen Konventionen abhängt, die den Definitionen zugrunde liegen, aus denen sie hervorgehen.

Das Problem dickicht und die immanenten Widersprüche, in welche Ayers konventionalistischer Linguismus hineinführt, sind bereits mehrfach deutlich geworden. Es kann deshalb genügen, hier nur an den wichtigsten dieser Widersprüche zu erinnern, um sodann die Stellung, welche der Sprache im analytischen Philosophiekonzept zufällt, abschließend zu beleuchten.

Der konventionalistische Linguismus postuliert, dass die Entscheidung der Frage, ob ein beliebiger Satz eine notwendige Wahrheit oder einen logischen Widerspruch, eine bloße Tautologie ohne jeden Tatsachengehalt oder eine empirische Tatsache ausdrücke, *allein* von den Konventionen des Sprachgebrauchs abhängig sei, die zu einer bestimmten Zeit von einer bestimmten Sprachgemeinschaft befolgt werden. Die philosophische Wahrheitsfrage wird so zunächst transformiert: zielt nicht mehr auf die Sach- oder Realverhältnisse, die in einem Satz thematisch sind, sondern auf *die Sprache* – und wird damit zugleich gegenstandslos: denn die Konventionen des Sprachgebrauchs sollen gänzlich ins Belieben der Sprachgemeinschaft gestellt, mithin gerade *nicht* von irgendwelchen Sach- oder Realverhältnissen abhängig sein. Eben damit wird aber auch die Frage nach der Wahrheit philosophischer Sätze gegenstandslos: denn diese sollen allein aus jenen Konventionen gewonnen, lediglich linguistischer Natur und durchaus keine Tatsachenpropositionen sein. Beides, die *prinzipielle Beliebigkeit* sprachlicher Konventionen wie auch der *ausschließlich linguistische* Charakter philosophischer Sätze, wird von Ayer ausdrücklich behauptet (vgl. o. S. 71, 96 f.), und es gibt keinen Grund, diese Behauptungen nicht in jener buchstäblichen Genauigkeit zu verstehen, die er im Blick auf Metaphysik und philosophische Tradition selbst einfordert. Denn in diesen Behauptungen erst kommt der Übergang von den Sachproblemen zu den Sätzen zum Abschluss, in ihnen erst realisiert sich die Wende zur Sprache ganz.

Nichtsdestoweniger *muss* eben dieser konventionalistische Linguismus voraussetzen, dass Sprache, dass die Konventionen des Sprachgebrauchs eo ipso sach- bzw. realitätshaltig sind (ist) und damit seinen eigenen Grundgedanken im Kern *dementieren*. Denn anders verlören die aus jenen Konventionen zu deduzierenden Propositionen des sprachanalytischen Philosophiekonzepts mit ihrem Sach- und Realitätsbezug zugleich auch ihren Wahrheitsanspruch und somit allen Erkenntniswert, würden also zu eben jenen Pseudopropositionen, aus denen nach Ayer die Metaphysik besteht – womit der Anspruch seiner systematischen Überlegenheit über Metaphysik und philosophische Tradition hinfällig wäre (vgl. o. S. 88 f.). Dass Ayer auf jenen Wahrheitsanspruch *mitnichten* verzichtet bedarf

angesichts der metaphysischen Thesen, die er apodiktisch formuliert, keines Beleges mehr.

Es ist oben (S. 75) darauf hingewiesen worden, dass sich die Annahme der Realitätshaltigkeit der Konventionen des Sprachgebrauchs mit einem sprachfunktionalen Argument pragmatisch überzeugend begründen lässt. Dieses Argument gehe von der ebenso schlichten wie plausiblen Annahme aus, dass die Sprache, zunächst ganz allgemein gefasst, durchaus Bestandteil oder Element der empirischen Realität ist und gar nichts Abstraktes außer oder jenseits von ihr. Denn sie dient als Mittel der Kommunikation der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft *untereinander* und *über* die Realität. Und sie bewährt sich in dieser Funktion genau in dem Maße, in dem diese Kommunikation über die Realität *in* der Realität erfolgreich ist. Dieser Erfolg wiederum rechtfertigt die Annahme, dass Sprache Realität abbildet, wiedergibt und insofern sogar selbst *enthält*. Denn er ist praktisch unbestreitbar, auch wenn es Fälle gibt, in denen er ausbleibt: immer dann nämlich, wenn ein sprachlicher Ausdruck den herrschenden Konventionen *zuwider* verwendet wird. Insofern sind diese Konventionen geradezu als *Regeln* zu betrachten, deren Befolgung eine pragmatische Garantie dafür bietet, dass der sprachliche Umgang mit der Realität in dieser erfolgreich ist. In ihnen ist also der erfolgreiche Umgang mit der Realität gleichsam zur sprachlichen Regel geronnen. Deshalb und in diesem Sinne kann man sagen, dass sie *eo ipso* realitätshaltig sind – obschon sie im Prinzip oder von ihrer Genese her gesehen zufällig, beliebig und willkürlich bleiben, also keineswegs intrinsisch mit der empirischen Realität verknüpft sind. Denn ob ein bestimmter sprachlicher Ausdruck in der einen oder anderen Weise zu verwenden ist, dies bleibt eine Frage sprachlicher Übereinkunft, ohne etwa durch die Realität selber vorgegeben oder vorbestimmt zu sein.

Ein derartiges Argument findet sich im Text von LTL freilich an keiner Stelle. Es mag plausibel, ja sogar in der Lage sein, den Grundwiderspruch des konventionalistischen Lingualismus bis zu einem gewissen Grade abzumildern, so dass er wenigstens in gemäßigter Fassung vertretbar bliebe. Aber mit der Möglichkeit, ein solches Argument *im Nachhinein* zu interpolieren, sind die massiven Begründungsdefizite keineswegs beseitigt, die bei Ayer vorliegen, die Grundlosigkeit weder des Unsinnigkeitspostulats noch des verlangten, aber allein mit diesem Postulat begründbaren philosophischen Problemverzichts. Auch kann sie das Janusgesicht nicht verschleiern, das die Sprache bei ihm erhält, sofern sie Quellgrund aller Metaphysik, zugleich aber auch letzter Geltungs- und Wahrheitsgrund der Propositionen des neuen Philosophiekonzepts sein soll (vgl. o. S. 78).

Denn die *Mystifizierung der Sprache*, die Ayer inszeniert, tritt nun umso deutlicher hervor.

Sein konventionalistischer Lingualismus setzt die Sprache – uneingestandenermaßen, der Sache nach aber doch ganz ausdrücklich – *an die Stelle* der Realität, an die Stelle dessen also, was, korrespondenztheoretisch gesprochen, über die Wahrheit philosophischer Sätze entscheidet. Darüber hinaus soll die Sprache nicht nur Quellgrund der Metaphysik sein, sondern zugleich auch noch den *logischen* Grund enthalten, kraft dessen ihre Sinnlosigkeit erwiesen werde.

Tritt nun aber die Sprache an die Stelle der Realität, dann *kann* sie nicht *zugleich* auch Quellgrund der Metaphysik sein. Denn dann fungiert sie als das, was philosophischen Sätzen ihre Sachhaltigkeit garantiert und so ihre Wahrheitsrelevanz sichert, nicht aber als Grund ihres sinnlosen Scheins. Und auf der Basis dieser Voraussetzung *kann* kein sprachliches Gebilde, kein Ausdruck, kein Satz, nur deshalb sinnlos sein, weil über seine Wahrheit oder Falschheit *nicht* in einem letzten Rekurs auf Nichtsprachliches entschieden werden kann. Denn sie besagt ja gerade, dass die Sprache *selber* Sache und Inhalt *ist*, sofern sie Realität *vertritt*. Ayers Eliminationsargument jedoch beruht auf eben jenem Rekurs, auf der Forderung nämlich, dass philosophische Sätze mit Bezug auf die nichtsprachliche Realität, die beobachtbaren Einzeldinge der materiellen Welt, verifizierbar oder falsifizierbar sein sollen. In seinem *eigenen* Philosophiekonzept hingegen setzt er diese Kautele außer Kraft, denn darin tritt ja Sprache an die Stelle von Realität. Ein spezifisch *logischer* Grund, der die Sinnlosigkeit der Metaphysik erwiese, ist damit allerdings keineswegs gewonnen. Ein solcher könnte *in* der Sprache nur liegen, wenn Sprache qua Sache und Inhalt selber Realität, Welt und dann auch *das Logische* wäre, wenn man also voraussetzte, dass die Welt logischen Gesetzen ‘gehört’. Diese metaphysische Voraussetzung jedoch sprengt den materialistischen Monismus auf, mit dem Ayers Ausschaltung der Metaphysik operiert und auf dem sie beruht (vgl. o. S. 104).

Die Analyse des sprachanalytischen Gründungsprogramms kommt damit zum Abschluss. Das Ergebnis: Grundlosigkeit, Dogmatismus und Problemverweigerung, wohin man schaut, ist deprimierend – und muss in der Tat deprimieren, wenn man den Anspruch bedenkt, mit dem dieses Programm ursprünglich angetreten war, und die theoretischen Alternativen im Blick hält, die es verdrängte.